

Der suchende König

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574311>

Nutzungsbedingungen

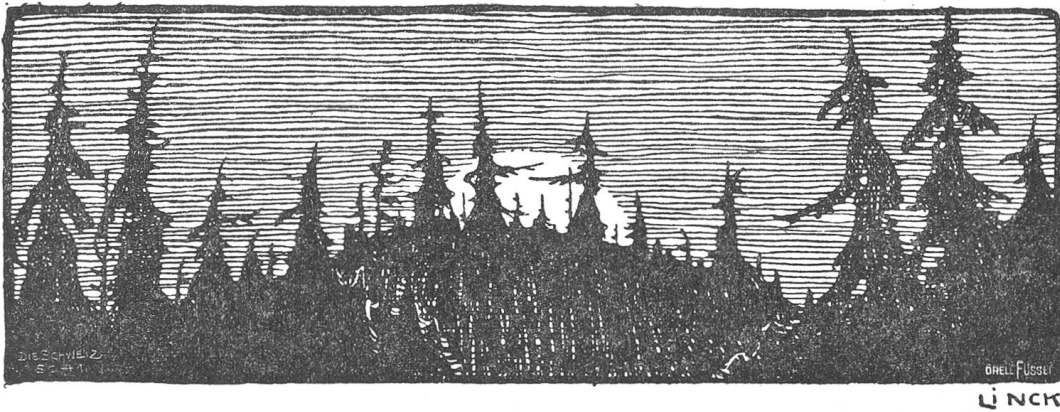
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nachtgefühl

Tief mit blauer Nachtgewalt, Seele flammt aus ihrer Gruft,
 Die mein Herz erhellt, Lodernd aufgeschürt,
 Bricht aus jähem Wolkenspalt Da im bleichen Sterneduft
 Mond und Sternenwelt. Nacht die Harfe rührt.

Sorge flieht, und Not wird Klein,
 Seit der Ruf geschah.
 Mag ich morgen nimmer sein —
 Heute bin ich da!

Hermann Hesse, Bern.

Der suchende König.

Von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Im ältesten Indien der Götterzeit, Jahrhunderte vor dem Auftreten Gautamas, des großen Buddha, ward einstmals ein neuer König von den Brahmanen geweiht und über das Volk gesetzt. Dieser genoss die Freundschaft und Belehrung zweier Weisen, die ihn lehrten, sich durch Fasten zu heiligen, die dem Blute innewohnenden Stürme seinem Willen zu unterwerfen und sein Denken zum Verständnis des All-Einen vorzubereiten.

Es war zu jener Zeit unter den Brahmanen ein eifriges Streiten über die Eigenschaften der Götter, über das Verhältnis des einen zum andern und über das Verhältnis eines jeden zum All-Einen. Manche hatten begonnen, das Dasein aller Gottheiten zu leugnen, indem sie die Namen der Götter als Namen der wahrnehmbaren Teile des unsichtbaren Einen erklärten. Andere bestritten dieses heftig,

beharrten bei den alten Gottheiten und wollten gerade das All-Eine nicht als wesenhaft, sondern nur als Symbol für die Gesamtheit der Götter gelten lassen. Ebenso wurden die in den Hymnen enthaltenen heiligen Worte von den einen als erschaffen und wandelbar, von anderen als urwesenhaft, ja als das allein Unwandelbare aufgefaßt. Hier sowohl wie auf allen anderen Gebieten der heiligen Erkenntnis äußerte sich das Streben nach der letzten Wahrheit in einem Zweifeln und Streiten darüber, was Geist selbst und was nur Symbol sei, obwohl nicht wenige auch diese Unterscheidung noch verwarfen und Geist und Wort, Wesen und Gleichnis für untrennbare Einheiten ansahen.

Auch jene beiden Brahmanen, deren besonderer Unterricht der nach Erkenntnis dürstende König genoss, waren untereinander uneins über die letzte Wahr-

heit. Da sie beide im Rufe außerordentlicher Weisheit standen, betrübte es den König oftmals, ihre Uneinigkeit anzusehen, und häufig dachte er bei sich: „Wenn diese zwei Weisesten über die Wahrheit nicht einig werden können, wie soll da ich, der ich wenig gelehrt bin, jemals ein Wissender werden? Wohl zweifle ich nicht, daß es nur eine einzige und unteilbare Wahrheit geben kann; doch scheint es mir selbst für Brahmanen unmöglich, sie mit Sicherheit zu erkennen.“

Seine beiden Lehrmeister aber, wenn er sie hierüber befragte, sagten ihm nur: „Viele sind der Wege, doch nur ein Ziel. Faste, töte die Leidenschaften in dir, rezitiere die heiligen Strophen und denke über sie nach!“

Der König tat, was ihm gesagt war, und machte große Fortschritte im Wissen, ohne jedoch an das Ziel zu dringen und die letzte Wahrheit zu schauen. Indem er die Leidenschaften des Blutes überwand, jedes tierische Behagen verabscheute und von Essen und Trinken nur das Notwendigste — täglich eine Banane und einige Reiskörner — zu sich nahm, reinigte er sich an Leib und Geist und vermochte allen Eifer und alle Kraft und alle Sehnsucht seines Wesens einzig auf das letzte Ziel zu richten. Heilige Worte, deren Silben ihm früher leer und öde getönt hatten, erschlossen ihm nun die Blüte ihrer Wesenheit, und in den Kampfspielen und Übungen des Verstandes erwarb er jeden Preis. Den Schlüssel zum letzten Geheimnis aller Geheimnisse aber und zum Rätsel jeden Seins, den fand er nicht.

Da verschloß er sich vierzig Tage in sein Gemach, aß keinen Bissen und schlief ohne Decke noch Kissen auf dem Estrich. Sein hagerer Leib duftete Reinheit, sein Gesicht glänzte milde, und seine Augen waren klarer als die der Brahmanen. Und nach diesen vierzig Tagen lud er die Brahmanen ein, in der Halle des Tempels ihren Verstand im Lösen schwieriger Fragen zu üben, und für die Gewinner des Preises standen weiße Kühe mit goldenem Schmuck als Ehrengeschenke bereit.

Die Brahmanen kamen, ließen sich nieder und eröffneten alsbald die Schlacht der Gedanken und Worte. Sie bewiesen

Glied für Glied die genaue Übereinstimmung der sinnlichen und der geistigen Welt, schärften ihren Sinn im Erklären von heiligen Strophen und redeten über das Brahma und den Atman. Sie verglichen das hundertnamige Urwesen mit dem Winde, mit dem Wasser, mit dem im Wasser aufgelösten Salze, mit der Vereinigung von Mann und Weib. Sie ersannen Vergleiche und Bilder für das Brahma, das Götter erschafft, die größer sind als das Brahma selbst, und unterschieden das schaffende Brahma von jenem, welches das Geschaffene in sich schließt, sie versuchten es mit sich selbst zu vergleichen. Sie stritten darüber, ob der Atman älter als sein Name, ob er mit seinem Namen ein und dasselbe, ob sein Name gleich seinem Wesen oder nur eine Schöpfung desselben sei.

Immer wieder hub der König an und versuchte die Weisen mit neuen Fragen. Allein je mehr die Brahmanen Antwort und Erklärung gaben, je mehr sie redeten und zu wissen schienen, desto mehr fühlte der König sich unter ihnen allen einsam und verlassen. Und je mehr er fragte und den Antwortenden zunickte und den Weisesten Geschenke gab, desto brennender erfüllte ihn die Sehnsucht nach der Wahrheit selbst. Diese wurde, wie er wohl erkannte, von allen Reden und Untersuchungen nur umkreist, nie berührt, und in den innersten Kreis drang keiner.

Da versank der König in sich selbst, verschloß alle seine Sinne und richtete seinen glühenden Willen einzig auf die Wahrheit, von der er wußte, daß sie an jedwedem Wesen teilhabe und in jedem schlummere, also auch in ihm, dem Könige. Und da er rein und schlackenlos in seinem Innern war, fand er in sich Sättigung und Helle, und je tiefer er in sich versank, desto lichter ward es vor ihm, gleichwie wenn einer in einer Höhle wandert und sich immer mehr, mit jedem Schritte, dem strahlenden Ausgange nähert.

Indessen redeten und stritten die Brahmanen noch lange Zeit unter sich weiter und achteten des stumm und taub gewordenen Königs nicht. Bis endlich einer von ihnen den Versunkenen bemerkte. Er zeigte schweigend mit dem Finger auf ihn,

sein Nachbar tat desgleichen und dessen Nachbar wieder, und jeder verstummte, und bald saßen sie alle ganz ohne Rede und schauten den König an. Der saß aufrecht mit bewegungslosen Mienen, sein Blick war im Unendlichen verloren, und sein Antlitz strahlte wie ein seliges Gestirn. Und alle neigten sich und erkannten, daß in diesem Wesen Gott selbst, der Inbegriff aller Götter, eingekehrt sei.

Der König aber, dessen Sinne in Einheit verschmolzen und nach innen gerichtet waren, schaute die Wahrheit selbst,

die unteilbare, als reines Licht, das ihn mit süßer Gewißheit durchdrang, wie der Sonnenstrahl einen Edelstein durchdringt, daß er selbst Licht und Sonne wird und Schöpfer und Geschöpf in sich vereint.

Und da er erwachte und um sich schaute, lachten seine Augen, und seine Stirne leuchtete wie ein Stern. Er legte sein Gewand von sich, verließ den Tempel und die Stadt und sein Königreich und ging nackt in die Wälder, in denen er für immer verschwand.

Maria Thurnheer.

Erzählung von Paul Jig, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das große Naturereignis meiner Jugendzeit war jener von Frost und Eis starrende Winter Anfang der Neunzigerjahre, der den Treustädter See von einem Ende zum andern zudeckte. Nur die ältesten Anassen erinnerten sich einer totalen „Seegefrörne“. In vergilbten Kalendern hatten wir gelesen, wie das Volk anno 1830 aus Rand und Band geriet, die Reichen in zweispännigen Schlitten von einem Ufer zum andern tollten und sogar die Aermsten, denen zu Hause der Ofen kaum warm wurde, wenigstens die Narrenfastnacht auf dem Eise mitmachten. Uns klangen diese Berichte märchenhaft. Das mußte eine Zeit der Wunder gewesen sein, mit der die unsrige leider keine Ähnlichkeit hatte. Umso größer war der Jubel, als das Unerwartete eines Tages mit Händen zu greifen war. Schnell wie ein Kriegsruf verbreitete sich die Kunde im ganzen Land und weit darüber hinaus, die bescheidenen Gasthöfe der Uferstädtchen waren in wenigen Tagen gestürmt, es wimmelte von großstädtischen Sportsleuten, deren Kostüme und Kunstläufe die Einheimischen mit Bewunderung sahen. Aus allen Anstalten zum Genuß der Winterherrlichkeit sprach eine phantastische Aufregung; das Gefühl: Strömt herbei, eh der Zauber schwindet — beherrschte Groß und Klein. Nicht bloß reiche und arme Tagediebe ging das an. Biedere Handwerker, die nicht leicht eine Stunde in den Wind schlugen, eingefleischte Stu-

benhocker und Federfuchser, zimperliche Jungfern, ja sogar ungelente Bauernknechte schnallten sich Schlittschuhe an, um die Illusion der Flügelkraft, die rieselnden Schauer der Gefahr zu erleben. Das „Blaumachen“ riß in allen Berufen ein, und weil das Naturwunder auch diesmal mit der Fastnacht zusammenfiel, kam die bürgerliche Ordnung beträchtlich ins Wanken. Aus den Wirtschaften schallte fast ununterbrochen der Lärm von liederlichen Gesellen, die ihren Unfug trieben und sich bei allen Schandtaten dreist auf die altverbürgte Fastnachtsfreiheit beriefen. Am schwersten hatten es wohl die Lehrer, ihr Regiment aufrechtzuerhalten. Die mußten denken, es sei plötzlich eine Hustenepidemie ausgebrochen, so schnell häuften sich die verdachterregenden Absenzen. Mit dem pflichttreuen Rest mochte auch nichts Gescheiters anzufangen sein. Die jungen Geister flogen heimlich aus wie zu einem Hexensabbat. Da kam zu ihrem Heil ein kluger Schulrat auf den Gedanken, der harrenden Jugend in Anbetracht der besonderen Zeitläufe eine außerordentliche Ferienwoche zu gewähren. Ob das heute, im Zeitalter des Kindes, auch noch möglich wäre? Aber erst durch diese Verfügung wurde die Gefrörne zu einem bunten, wimmelnden, herzerquickenden Volksfest. Die Freude übertraf alle Erwartungen. Am frühen Morgen schon war die Treustädter Bucht weit über den Hafan hinaus belebt von dem verwegenen